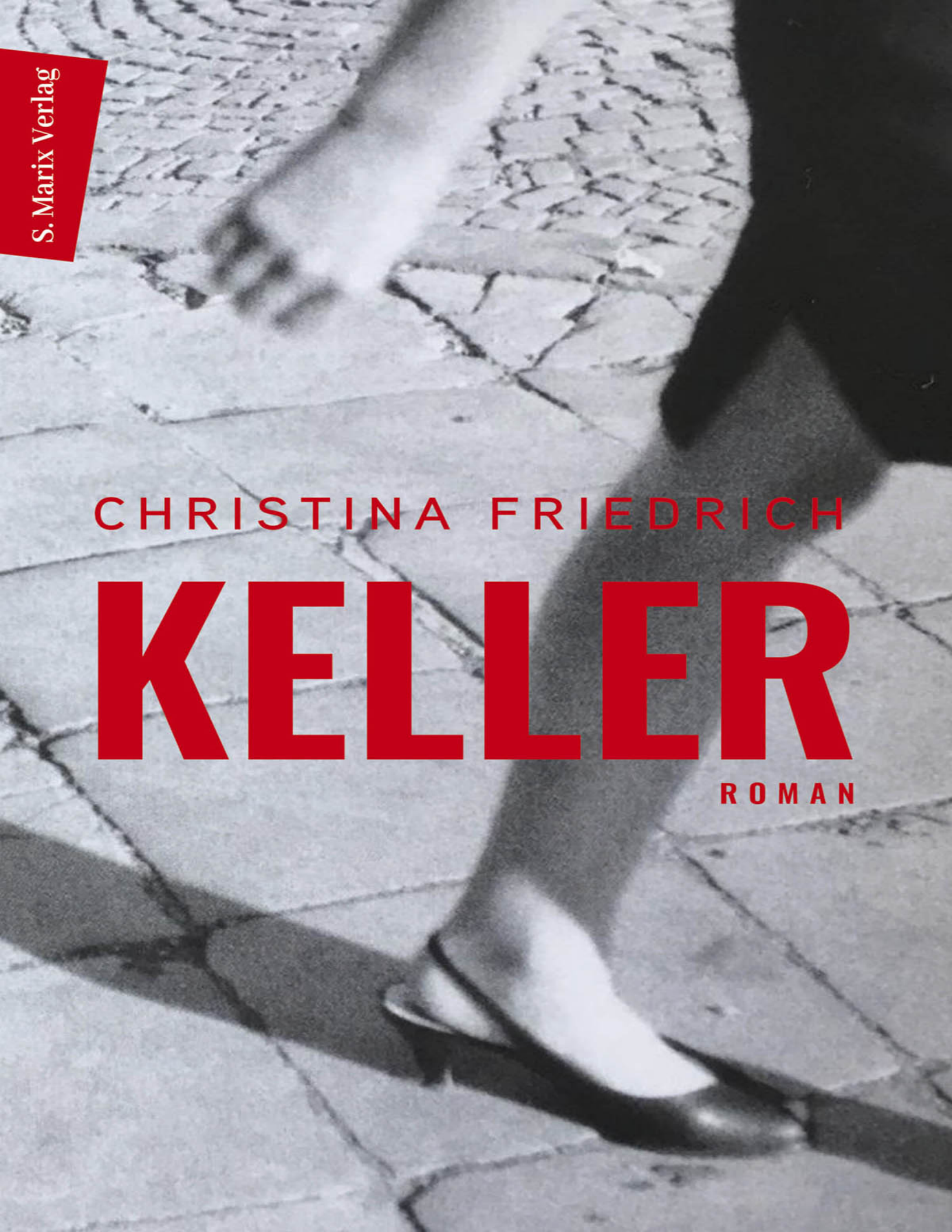


The background of the cover is a black and white photograph of a person's legs and feet walking on a cobblestone street. The person is wearing dark trousers and dark, pointed-toe shoes. The perspective is from above, looking down at the feet. The cobblestones are irregular and light-colored, contrasting with the dark clothing and shoes. The overall mood is one of movement and urban setting.

S. Marix Verlag

CHRISTINA FRIEDRICH

KELLER

ROMAN

CHRISTINA FRIEDRICH

KELLER

ROMAN

S. Marix Verlag

INHALT

OSTERNACHT

ASCHE

IMKEREI

HARZ

KARSTGEBIRGE

LEERE

POLIKLINIK

WÄLDER

TOTENBERG

SESAM

HANOI

ATEM

TRAUERWEIDEN

MEERE

HARZRIGI

ARBEIT

GOLGATHA

TRÄNEN

GRIMMEL

FINSTERNIS

SANDKUHLE

SONNE

VILLA ISERMANN

ZEIT

SCHWARZENBERG

LIEBE

AUGENLICHT

KÖRPER

CONSTANȚA

MENSCHEN

FISCHERSAND

SONNTAG

GLORIOSA

OSTERNACHT

Der Keller des Hauses führt tief unter die Erde. Ein unterirdischer, kalter Fluss unterspült das Fundament. Man kann das Wasser riechen. Das Wasser, das von den Bergen heruntergeflossen kommt, kriecht direkt in das bröckelnde Mauerwerk. Ratten und schwarze, glänzende Käfer fressen sich in die Fugen hinein. Nagen sich mit ihren Insektenzähnen in das Haus. Die Korridore im Keller sind aus Beton. In einem nicht einsehbaren Winkel ist eine schwarze Ecke. Ein Loch. Das führt in die Unterwelt. In das Jahr Neunzehnhundertfünfundvierzig, in die Nacht zum ersten April. Als die Amerikaner ihre Bomben über der Stadt mit dem mittelalterlichen Stadtkern abwarfen. Ich sehe im Traum das Gesicht des Piloten hinter der gläsernen Kanzel. Er schreit: I'll kill you. Verfolgt mich durch das Altentor. Ich renne die Barfüßergasse entlang. Das amerikanische Flugzeug wirft Feuer auf mich. Die Stadt riecht verbrannt. Asche. Tote. Knochen. Brennende Steine. Schwere Bomber sind am Himmel. Ich schaue nach oben. Der Himmel ist schwarz. Die Luft dröhnt. Der Kirchturm vom Dom zum Heiligen Kreuz zittert, der Kirchturm von St. Blasii neigt sich bedrohlich. Gott kann ihn gerade noch mit einer Handbewegung auffangen. Das Tor zur Goldenen Aue, die Pforte zum Harz, brennt.

Ich laufe in meinen brennenden Kleidern umher und suche meine Familie. Bald ist doch Ostern. Wer färbt jetzt mit mir Ostereier. Die Stadt fällt zusammen und verschwindet. Ich klettere über Schutt und Steinberge. Bis

ich den Flieger wieder sehe. Er hat es auf mich abgesehen. Er will mich töten. Warum gerade mich. Ich winke ihm zu und zeige ihm meinen neuen Stoffhasen, mit dem ich Ostern feiern will. Der Bomberflieger zieht seine Maschine nach unten und steuert genau auf meine Stirn zu. Spinnt der. Hat der keine Familie in Michigan oder Ohio. Warum muss er mich hier töten. Ich verliere meine Sandalen, ich laufe barfuß weiter. Ich schlage Haken, ich versuche, ihn zu täuschen. Mich ganz klein zu machen. Ich löse meine Zöpfe, ich zeige ihm mein Muttermal. Ich will mit ihm eine menschliche Sprache sprechen, ich will mich mit ihm verständigen. Ich hatte noch kein Englisch in der Schule. Der Amerikaner setzt seine Sonnenbrille auf und fletscht die Zähne. Er meint es ernst. Ich verstecke mich im Hauseingang. Ich halte mich an der Türklinke fest und versuche, sie herunterzudrücken, um mich in den düsteren Hausflur zu retten. Es wird heiß. Warum ist es so heiß. Feuer auf meiner Hand. Die Haut meiner Hände klebt an der eisernen Türklinke fest. Ich sehe, wie die Farbe auf der Tür sich wellt. Bunte Farbe, traditionelle Haustürmalerei. Die Ornamente schlagen Bläschen und platzen ab. Meine Hände platzen auf. Brandblasen. Meine Haut platzt auf. Mama, gib mir Wasser. Es ist so heiß. Der Pilot lacht. Ich sehe ihn lachen, er hat sein Ziel getroffen. Um den Hals trägt er ein Kreuz. Auf dem steht: Gott schütze die Welt. Wasser. Löscht meine brennende Haut. Wo ist die Feuerwehr. Auch tot. Die unverbrannten Menschen schauen aus dem Haus. Sie halten sich die Hand vor den Mund. Es knistert auf meinem Kopf. Mein Haar brennt. Mein Hase brennt. Seine Augen aus Glas schauen mich aus einem verbrannten Knäuel Holzwolle an. Ich verstehe die Welt nicht mehr. Ich schaue an mir herunter. Ich bin wohl nicht mehr zu retten. Ich verglühe. Ich steige schnell aus meinem Kopf aus, springe auf das Dach des Hauses und von dort aus auf den Rücken des Bombers.

Ich lege meine Hände um die Kehle des Piloten und drücke zu. Seine Augen treten aus ihren Höhlen, er ruft nach Frau und Kindern in Michigan oder Ohio. Ich beiße ihm die Augen heraus. Dass er blind wird und kein Ziel mehr sehen kann. Ich reiße ihm das Kreuz vom Hals, auf dem steht: Gott schütze die Welt. Der Bomber stürzt auf mich. Auf mir liegt Metall. Später ein ganzes Haus. Das Kreuz ist verglüh. Über meiner Asche wächst schütteres Gras. Später Butterblumen. Diese kleinen Gelben, die so glänzen. Ich kann mir keinen Kranz mehr aus ihnen flechten. Meine Kinderknochen liegen unter der Erde.

Im Frühjahr neunzehnhundertdreißig kommt ein Bagger. Er hebt ein Fundament aus. Auf meinen Knochen wird ein neues Haus gebaut. Von der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft. Ich bin in dem neuen Haus eingemörtelt. Ich wohne im Keller. Da, wo mich keiner sieht. Ich lauere im Dunkeln.

An der oberen Stufe zum Hausflur, den ich nicht erreicht habe, steht ein Mädchen. Es tastet nach dem Lichtschalter und trägt einen leeren Eimer. Ich weiß, es muss Kohlen holen. Es fürchtet sich, das Mädchen. Es riecht mich.

Ich gehe die Treppe hinunter. Die Stufen sind schwarz. Bestimmt wohnt hier noch der Krieg. An der Wand ist ein Totenkopf, den haben Gunther und Wolfram gemalt. Der Totenkopf ist aus Ruß und nicht mehr zu beseitigen. Ich taste mich mit dem großen Schlüsselbund in Händen an der Wand entlang. Den größten der Schlüssel halte ich wie eine Waffe von mir gestreckt. Damit ich dem Angreifer die Augen auskratzen kann. Ich schließe die hölzerne Kellertür auf. Ein schwarzer, glänzender Kohlenberg. Ich nehme die Kohle zwischen Daumen und Zeigefinger und schichte Stück für Stück in meinen Eimer. Kohlenstaub an den Händen. Der Kohlenberg wird nicht weniger. Ich trage eine Schürze.

Hahnentrittmuster, hellblauweiß. In der Schürze sind zwei Taschen. In der einen Tasche steckt eine Packung Riesaer Zündhölzer. Ich zünde ein Streichholz an. Ich zünde mit dem Streichholz einen Holzspan an. Ich nehme eine Kohle weg. Da ist der Gang, der in das Innere des Kohlenbergs führt. Ich leuchte mit dem Streichholz in die entstandene Höhle. Dort wohnt ein kleiner Schuster, der den toten Kindern unter dem Haus Hausschuhe näht. Aus vielen kleinen Flickern näht er Hausschuhe aus Filz, mit Bommeln, manche mit Streublümchen. Der Schuster hat einige Nadeln zwischen die Zähne geklemmt und stichelt eifrig an einem Mädchenhausschuh. Ich habe ihm ein wenig Stickgarn aus dem Nadelarbeitsunterricht mitgebracht. Ich lege ihm ein Päckchen in das Versteck. Und schließe mit einer Kohle seine Wohnung.

Ich soll noch ein Glas Kompott mitbringen. Ich betrachte die mit der Hand geschriebenen Jahreszahlen. Blaue Tinte auf weißem Papier. Auf den Einweckgläsern liegt Spinnenstaub. Kirschen. Stachelbeeren. Kürbis. Pflaumen. Erdbeeren. Die Erdbeeren haben ihre Farbe verloren. Sie sind ganz blass geworden mit der Zeit und schwimmen in ihrem mattrosa Saft. Mit dem Schraubenzieher, den ich hinter dem Regal versteckt habe, öffne ich ein Glas. Mit den Fingern esse ich eine Frucht nach der anderen. Die kleinen Sommerhärdchen der Erdbeeren kitzeln auf meiner Zunge. Ich zerquetsche sie zwischen Zunge und Gaumen. Ich sitze eine Ewigkeit im Kohlenkeller. Das Treppenlicht geht aus und wieder an. Jemand ruft meinen Namen. Ich wische die Hände an meiner Schürze ab und nehme den Kohleneimer, der mir gegen die Knie schlägt. Ich steige die Treppe nach oben. Ich komme in den Hausflur, dessen Boden aus sechswabigen Steinfliesen besteht. Ich verzögere den Gang zur Wohnungstür, vor der die vielen Schuhe meiner Eltern und Geschwister stehen. Unsere Wohnung hat ein

Schlafzimmer, eine Stube und ein Kinderzimmer, eine Küche, ein Bad und einen Flur. Unsere Schuhe stehen vor der Tür, weil sie nicht mehr in die Wohnung passen. Ich mache am Briefkasten Halt und buchstabiere die Namensschilder der Nachbarn. Kestner, Michelberg, Heger und Blaukopf. Wer hat mich zwischen diese Menschen gebracht. Wer hat mich hierher geschickt. Ich schließe die Tür zu unserer Wohnung auf.

Ich öffne die Ofentür und rüttele die Asche in den Aschenkasten. Klapp. Klapp. Bis sie durch den Rost gefallen ist. Die Stücke nicht verbrannter Kohle muss ich mit einem Stöckchen durch den Rost schieben. Ich zerknülle eine Zeitung, auf der steht: Das Volk. Jetzt liegt die Zeitung im Ofen. Auf den Zeitungsseiten Planzahlen und Aufrufe an das Volk. Und an die Arbeiter, die dieses Haus für mich gebaut haben. Ich lese: Proletarier aller Länder vereinigt euch. Über die Zeile schichte ich kleine Holzsplitter und lege ein Stück Kohlenanzünder dazu. Der Kohlenanzünder besteht aus braunen Sägespänen und brennt nur mühsam. Als der Kohlenanzünder brennt, schichte ich vorsichtig die Kohlen darüber. Ich schließe die Ofenklappe und betrachte das Feuer. Wir haben eine Scheibe in unserer Ofentür. Das ist eine ganz moderne Erfindung. Durch sie kann ich in das Innere des Ofens sehen. Die Scheibe wird heiß, man darf sie nicht berühren. Ich knie mich vor den Stubenofen. Ich putze die Scheibe unseres Stubenofens mit der Zeitung. Mit einem Artikel über eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft. Ich sehe viele Mähdrescher über das Land fahren. Die Goldene Aue, die goldene Kornkammer. Ich werde also immer zu essen haben. Aus dem Korn wird das Mehl gemahlen, und das Volk isst das Brot. Niemand soll Hunger leiden. Ich zerreiße die Getreidefelder in kleine Scheibenputzpapiere und bringe die Ofenscheibe auf Hochglanz. Ich lege die Hände an das Glas

und schaue in das Feuer. Ich bekomme keine Brandblasen, weil ich schon einmal verbrannt bin, das weiß aber keiner. Das erzähle ich niemandem. Ich lege meine Wange an die Scheibe. Ich sehe in dem Feuer die brennende Stadt, das Gesicht des Piloten, die Gesichter der Flüchtlinge und die der Häftlinge aus dem Konzentrationslager Dora. Ich war mit der Schulklasse da, zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus. Der Museumsführer hat die eiserne Ofentür aufgemacht. Er hat uns gezeigt, wie Menschen da hineingeschoben wurden. Er hat eine Art Holzschieber hineingeschoben und wieder herausgezogen. Und dann die Ofentür geschlossen. Ich weine um die Menschen, die in dem Ofen verbrannt sind. Meine Tränen erreichen sie nicht mehr. Ich starre in die Flammen unseres Stubenofens und sehe die brennenden Seelen. Ich trage die glühende Asche auf den Hof, der Wind stiebt in sie hinein und weht sie davon.

Ich bin in einem seltsamen Land zur Welt gekommen. In einer merkwürdigen Stadt. Am Rande der Stadt wurden Menschen verbrannt, und dann mussten ich und die Stadt brennen. Ich dachte, das gibt es nur in den Hausmärchen der Gebrüder Grimm. In dem Märchen von Hänsel und Gretel. Im Keller unseres Hauses wohnen die Geschichten in der Wand. Man braucht nur einen Stein zu lösen. Und das Fundament stürzt ein. Die dunklen Wasser kommen zum Vorschein. Im Waschhaus gibt es einen eisernen Kessel, hinter der Tür stehen die Stelzen. In den großen, gusseisernen Kesseln wird die Blutwurst gekocht. Das Blut blubbert so lange, bis man es essen kann. Die Nachbarin wirft eine Handvoll Kräuter hinein und bindet kleine Rot- und Leberwürste zusammen. Thüringer Spezialitäten.

Auf dem Hof wohnt mein neuer Hase. Ich habe ihn auf einer Auktion gewonnen. Er ist weiß, ein Angorahase. Sein Fell ist

weich, seine Augen sind rot. Er sitzt in einem Käfig und starrt durch das Gitter. Die Rotdornbäume blühen weiß und rosa. Dem Hasen wachsen lange Zähne, er ist krank. Ich bringe ihn in die Tierstation. Der Arzt bricht ihm die Zähne ab. Mein Hase kann nichts mehr fressen. Er nagt an Stöckchen herum und wird immer dünner. Gleich fällt ihm das Fell von den Knochen. Wenn ich ihm im Morgengrauen eine Schale mit Haferflocken bringe, leuchten seine Augen rot. Mein Hase ist verwunschen. Vielleicht sollten wir ihn schlachten. Aber niemand bringt es übers Herz, das Tier zu schlachten. Ich nehme ihn auf den Arm und setze ihn auf die Wiese. Er bewegt sich nicht. Er läuft nicht einmal weg. Traurig bleibt er hocken. Eines Nachts kommen fremde Männer, stopfen ihn in eine lederne Tasche und entführen ihn. Die Nachbarin von oben hat das aus ihrem Mansardenfenster beobachtet. Der Hasenstall ist leer. Nasses Stroh und Kot. Ein umgestürzter Futternapf. Ich konnte meinen Hasen nicht beschützen. Am nächsten Tag ist er wieder da. Er war so hässlich, dass die Diebe ihn zurückgebracht haben. Von nun an will ich besser aufpassen, aber nach einigen Tagen stirbt er. Wahrscheinlich hat er die Aufregung nicht verkraftet. Wir graben mit dem Spaten ein kleines Grab. Wir pflücken Butterblumen, Vergissmeinnicht und werfen sie auf den toten Körper. Wir schaufeln die Erde über das Tier und singen ein Lied. Wir tanzen um das Hasengrab. Nie wieder bekommen wir ein Haustier. Ein Hase ist verbrannt und einer begraben. Jetzt nennt mich mein Papa Hase.

Auf dem Hof steht ein Aschecontainer, er hat zwei große Klappen, die Spur, die zu ihm führt, ist schwarz von der verschütteten Asche. Im Winter ist es besonders schlimm. Mit einem Topflappen in der Hand tragen meine Schwester und ich die glühenden Aschekästen durch den finsternen Keller, die Treppe nach oben, über den Hof, hin zu dem

Stahlsarg. Wir müssen an einem dunklen Holzschuppen vorbei. In dem Schuppen wohnt ein Mörder, sagen meine Brüder. Sie haben ihn beobachtet. Er hat die Scheiben von innen mit Zeitungspapier verklebt. Der Mörder friert, darum wohnt er hier. Durch die Holzwände hören wir seinen Atem. Ich fürchte mich so vor seiner haarigen Hand auf meinem Nacken, dass ich ihm die glühende Asche auf die nackten Füße schütte. Ich schreie und laufe zurück. Schlage die Türen hinter mir zu, jage durch den Keller nach oben, schließe die Wohnungstür hinter mir und drehe den Schlüssel zweimal um. In der Küche trinke ich einen Becher heiße Milch. Ich zerreiße die Haut, die sich auf der Milch gebildet hat, zwischen Daumen und Zeigefinger. Durch das geschlossene Fenster dringt der Ruf der Lokomotive der Harzquerbahn. Ein langgezogener, klagender Ruf. Rauch steigt auf. Die Lokomotive zieht ihre Wagen über die Berge. Sie fährt tief in den Harz hinein. Durch Schluchten und Felsen, an kalten Bächen vorbei. An den Fenstern sind Lederriemen, mit denen man sie öffnen und schließen kann. Zu festen Uhrzeiten klagt die Harzquerbahn. Sie fährt immer in eine Richtung. Es gibt nur diese eine Richtung. Früher muss es Verbindungen zu Städten gegeben haben, die man nur hinter vorgehaltener Hand nennt. Die Lokomotive klagt über ihren immer gleichen Weg. Das geht einem ja durch Mark und Bein.

Ich sitze mit meiner Familie an einem Tisch unter einem orangenen Licht. Draußen ist es noch dunkel. Es ist immer dunkel, wenn wir aufstehen. Draußen schreien die Spatzen. Ich sehe den Rücken meines Vaters, er schneidet Brot in gleichmäßig dünne Scheiben. Er streicht auf die Brotscheiben Teewurst und Leberwurst. Er schlägt die Brote in Butterbrotpapier ein. Auf der Wachstuchtschischdecke liegen sechs Brotpakete. Die müssen für den Tag ausreichen. Das ist unser Proviant. Gleich trennt sich unsere Familie, nur in

den frühen Morgenstunden zwischen halb sechs und sechs sitzt sie an einem Tisch. Ein Päckchen nimmt sich meine Mama, sie steckt das Brot in ihre Tasche, zu den vielen gespitzten Bleistiften und Papierrollen. Sie konstruiert Häuser, Brücken und Garagen. Ein Brotpäckchen ist für meine Schwester, zwei Brotpäckchen sind für meine Brüder, die noch in den Kindergarten gehen und heute Morgen als Piraten verkleidet sind. Mit einem Kohlestift hat ihnen meine Mama um fünf Uhr fünfundvierzig Schnurrbärte und Bartstoppeln gemalt. Meine Brüder sind Zwillinge, darum tragen sie beide gestreifte Pullover und jeweils links und rechts einen Säbel. Mein Papa geht zuerst aus dem Haus. Er hat sein Brot vergessen. Das gibt es heute Abend als Hasenbrot. Bei uns wird nichts weggeworfen. Brot schon gar nicht. Nichts darf umkommen. Wenn die Wurst sich wellt, wird der Rand eben abgeschnitten. Mein Papa muss am Morgen oft brechen, etwas ist ihm auf den Magen geschlagen. Er tut mir leid. Ich stehe an der Badezimmertür und höre ihn würgen. Was hat er bloß. Er hat doch noch gar nichts gegessen. Bestimmt, weil es noch so dunkel ist und unsere Familie so groß und er so viele Sorgen hat.

Mein Papa ist, als er ein Baby war, in einem Schuhkarton in das Land gekommen. Darauf bin ich stolz. Nicht jeder hat einen Vater, der in einem Schuhkarton in den Harz getragen wurde. Seine Mutter hat ihn und seinen Bruder Gunther vom Sudetenland bis hierher getragen. Sudetenland. Wo liegt das denn. In Böhmen. Aber warum wart ihr in Böhmen. Wir hatten dort ein Haus. Wo steht das Haus. Das Haus gibt es nicht mehr. Weil Hitler in die Tschechoslowakei eingefallen ist. Ich kann mich an ein Schwarzweißfoto in meinem Heimatkundebuch erinnern. Männer mit unter dem energischen Kinn festgezurrten Stahlhelmen marschieren entschlossen in ein fremdes Land ein. An den Straßen stehen Menschen, die ihnen mit weißen Taschentüchern

zuwinken. An einer rotweißen Grenzschanke steht ein Soldat, der ratlos auf dieses fremde Heer starrt. Maria und ihre Schwester Mimi wohnten also in Böhmen, in einem reichen Haus, ihre Eltern hatten dort eine große Drogerie. Ein Landwarenhaus. In dem es Puppen, Zahnpasta, Fotoapparate, Rasierwasser, Parfüm und Seife gab. Es existieren Fotos, da sitzt mein Papa, einjährig, unter einem festlich geschmückten Tannenbaum auf einem Schaukelpferd. Es ist ein Farbfoto, und man sieht das samtige Muster des Sofas. Eine warme Farbe, in sich verschlungene Ornamente. Es gibt auch Fotografien, da steht er mit seiner Mama Maria vor dem Schaufenster des Landwarenhauses. Hinter ihm, in der Auslage des Ladens, lächeln aus Pappe ausgeschnittene Kinder mit roten Wangen, die für etwas Gesundes werben. Es muss ein friedliches Leben gewesen sein im Sudetenland. Bis Hitler kam. In einer Nacht haben die Tschechen die Familie aus dem Haus geholt. Sie haben einige wenige Stunden, um ihre Sachen zu packen. Der Großvater soll erschossen werden. Er steht mit dem Gesicht zur Wand. Maria stellt sich vor ihn. Der Soldat soll den Großvater durch ihr Herz hindurch erschießen. Der Soldat lässt das Gewehr sinken. Der Zug, in dem Maria mit ihren beiden Söhnen sitzt, hält in Nordhausen, einer Stadt, die weit weg von Böhmen liegt.

Jetzt liegt Böhmen im Harz. Die Flüchtlinge kommen zuerst in die Baracken des Konzentrationslagers Doras. Sie stehen leer, seitdem die Häftlinge befreit wurden. Mein Vater und sein Bruder spielen hinter der Baracke. Es ist Frühling. Erste Schneeglöckchen blühen auf der Wiese. Die Brüder tragen das Haar streng gescheitelt, ihre Mutter kämmt es ihnen jeden Morgen. Sie haben jeder ein Stöckchen in der Hand und eine rostige Blechdose. Sie wollen eine Burg bauen. Sie bohren ein Loch in die Erde. Sie stoßen auf etwas Weißes, Hartes. Es sind lauter Zähnchen,

schnell schütten sie das Loch wieder zu. Das ist kein Sandkasten, das ist ein Schlachtfeld. Später siedeln die Flüchtlinge in die ehemalige Fabrikantenvilla des Tabakherstellers Kneiff um. Hier gibt es einen großen Garten mit seltenen Pflanzen und Bäumen. Aus der ganzen Welt hat sich der Tabakfabrikant Baumsamen und Blumen kommen lassen, die er in seinem herrschaftlichen Park angepflanzt hat. Aber der Herr Kneiff wohnt hier nicht mehr, weil er ein Kapitalist und Ausbeuter ist. Die Fenster sind mit Holz vernagelt. In der Nacht ihrer Flucht hat die Frau des Herrn Kneiff das herrschaftliche Besteck im Garten unter den Hyazinthen begraben. Gunther und Wolfram, die beiden Brüder, tragen weiße Hemden mit einem kleinen Kragen, sie haben ihre Blechdose dabei und gehen in den Garten. Sie graben mit ihren Stöcken in der Erde. Sie stoßen auf etwas Hartes, Goldenes. Es sind die Messer, Gabeln und Löffel vom Mittagstisch des Fabrikanten. Nun kann Maria das goldene Besteck auf dem Schwarzmarkt versetzen. Sie kann ihren Söhnen Schokolade und Bilderbücher kaufen. Viele Jahre später fahre ich mit meinen Eltern nach Böhmen, um das Haus meiner Großmutter zu suchen. Wir laufen durch ein ehemaliges russisches Manövergebiet. Die Panzerfurchen haben die Erde zerrissen. Wir finden das Dorf, das Haus nicht mehr. Es ist eingeebnet worden. Auf einer Anhöhe steht ein Baum. Mein Vater erkennt den Baum wieder. Er lehnt sich an die Rinde des Baumes, sein Gesicht mit der Borke verwandt. Die Blüten des alten Baumes legen sich auf sein Haar. Er umarmt den Baum. Oben in dem Baum wohnt seine Großmutter, sie schüttelt die Blüten herab. Wir gehen die Wiese ab und suchen nach Spuren. Mit den Händen fahren wir durchs Gras. Wir finden zwei Keramikscherben mit einer grünesprenkelten Glasur. Es sind die Reste der Teekanne meiner Großmutter. Wir stecken sie in unsere Tasche und nehmen sie mit uns.

Mein Vater ist von weit her gekommen. Vielleicht ist ihm das auf den Magen geschlagen. Alle sagen, ich sehe meinem Vater ähnlich, die gleichen schütterten, aschblonden Haare, Augen, die von den Lidern so bedeckt sind, dass am äußeren Rand ein kleines Dreieck entsteht. Schmale Lippen und Grübchen. Manchmal sagen die Leute, ich solle ihnen meine Grübchen zeigen, dann lächle ich, ohne zu lachen, und in meinen Wangen bilden sich zwei kleine Löcher. Ich kann meine Tränen über den Augenrand steigen und sie in die Grübchen laufen lassen, sodass ein See entsteht. Salziges Wasser steht dann auf meinen Wangen.

Das Badezimmer ist mein Versteck. In den großen Bademänteln meiner Eltern wohne ich, wenn es mir zu laut wird. Es ist oft laut, weil das Leben so anstrengend ist. Wenn meine Eltern streiten, überschlagen sich ihre Stimmen. Ich möchte dann nicht mehr zu ihnen gehören. Ich stecke meinen Kopf in den gestreiften Ärmel des Bademantels, der am Saum lange Fäden zieht. Ich halte mich am Frotteestoff fest und ziehe mich nach oben. Ich klettere in den Bademantel und rutsche vorsichtig in die Tasche. Dort liege ich neben einem Taschentuch und warte, bis der Streit vorbei ist. Ich komme erst wieder heraus, wenn es ganz ruhig ist.

Noch im Dunkeln gehen meine Eltern aus dem Haus. Es ist still in der Wohnung. Meine Piratenbrüder sind auch davongestürmt. Ich lege ihre Schlafanzüge zusammen und glätte ihre Kissen. In der Küche glüht die Herdplatte. Ich habe Angst, dass sie zerspringt und sich ein Feuer in der Wohnung ausbreitet. Im Radio spricht ein Mann vom Hessischen Rundfunk mit einer sanften Stimme die Verkehrsnachrichten. Er nennt Orte, die ich nicht kenne. Frankfurt. Offenbach. Wiesbaden. Er spricht von Autobahnen. Autobahnkreuzungen. Von Straßen, die ich

nicht kenne. Ich rücke näher an die Stimme des Mannes aus dem anderen Land heran. Ich muss seine verbotenen Nachrichten hören. Ich möchte teilhaben an der Welt da draußen. Er soll mir erzählen von den Städten und ihren Anschlüssen, ihren Ampelkreuzungen. Auf meiner Landkarte ist ein weißer Fleck. Die Städte, von denen er heute Morgen spricht, sind darauf nicht verzeichnet. Mit einem violetten Buntstift zeichne ich die Grenze ein. Sie sieht aus wie eine Narbe. Sie schlängelt sich wie ein Mäanderband durch das ganze Land. Bei dem Versuch, den Verlauf der Linie mit allen Ausbuchtungen zu malen, bricht die Spitze ab. Der violette Stift bleibt auf der Höhe vom Harz im Papier stecken. Ich nehme die abgebrochene Spitze zwischen die Zähne, mein Mund färbt sich lila. Meine Spucke färbt sich lila. Ich nehme das Papier mit der missratenen Grenze, die ich nicht nachmalen kann, und esse es auf. Ich schlucke die Landkarte herunter. Ich nehme ein neues Papier. Ich schreibe auf die weiße Fläche Frankfurt. Ein schönes Wort, wie es da steht. Ich weiß, dass es Frankfurter Würstchen gibt. Aber ich weiß nicht, ob man die einfach so essen kann, denn da steckt der Name der Stadt drin, die es nicht geben darf. Halberstädter Würstchen dagegen sind ungefährlich, die sind aus dem Harz. Sie schwimmen in einem Schraubglas, ich möchte sie nicht essen. Im Radio kommt ein Lied. Es heißt Monday, Monday. Ich kann schon mitsingen. Die Melodie habe ich mir gemerkt. Ich muss mich von meinem Sprecher aus dem Hessischen Rundfunk verabschieden. Ich werfe das Papier mit dem Namen der Stadt Frankfurt in den Ofen. Nicht, dass es jemand findet. Ich habe die Befürchtung, dass die Männer vom Staatsapparat die Schlüssel zu unserer Wohnung haben. Wenn sie meine Landkarte finden, bekommen meine Eltern bestimmt Ärger.

Ich nehme meinen Schulranzen, er ist aus orangenem Leder, und an den beiden Schlössern hat er Katzenaugen,

die im Dunkeln leuchten. Ich gehe im Dunkeln zur Schule. Ich frage mich, ob das in der anderen Welt auch so ist, dass die Kinder im Dunkeln zur Schule gehen. Der Mann vom Hessischen Rundfunk hat davon nichts erzählt. Und ob die Kinder hinter der Grenze, die nur vierzehn Kilometer hinter unserem Haus liegt, auch in den Frühhort gehen müssen. Ich schließe die Wohnungstür und hänge den Schlüssel um meinen Hals. Ich gehe durch den kleinen Vorgarten und öffne die Tür. Die Tür ist aus grünem, abgeblättertem Holz, und man kann auf ihr Karussell fahren. Man stellt sich einfach auf den unteren Türbalken und lässt sich hin und her schwingen. Genauso stelle ich mir die Tür von Peter und der Wolf vor, durch die der Wolf hereinkommt. Ich muss durch die kleine Anlage gehen, in der stehen Bänke und Knallerbsensträucher. Hinter ihr fließt die Zorge. Mein liebster Fluss. Ich höre ihn immer rauschen. Er ist dunkel und schnell. Ich muss die Holzbrücke überqueren. In der Mitte des Flusses bleibe ich stehen und schaue hinunter. Das Frühlingshochwasser reißt Äste und Baumstämme mit. Ich lege mich auf die Brücke und schaue durch die Ritze zwischen den Holzplanken. Das Wasser brodelt. Ich kann bis auf den Grund des Flusses sehen. Auf dem Wasser tanzt ein kleiner Ball. Er ist rot mit weißen Punkten. Unter dem Ball, im dunklen Wasser, sehe ich die weißen Beine eines Mädchens, die Beine sind aufgeschwemmt, das Mädchen ist nackt. In seinem langen Haar hängen Blätter. Sein Körper hat sich an einem Brückenpfeiler verfangen. Er schlägt durch die Wucht des Wassers immer wieder an den rauen Beton. Ich lasse meinen Schulranzen stehen und laufe zum Ufer. Ich suche einen großen Stock. Unter der Trauerweide finde ich endlich einen. Ich stochere im Wasser und versuche, das Mädchen zu befreien. Das geht schwer. Der Stock verbiegt sich und hinterlässt im Bauch des ertrunkenen Mädchens eine komische Druckstelle. Endlich

gelingt es mir, seinen Körper zu befreien. Es kann weiterschwimmen.

Ich muss mich beeilen, ich komme sonst zu spät zum Frühhort. Frau Biber ist streng. Ich renne durch die düstere Toreinfahrt der Gärtnerei, mit geschlossenen Augen. Ich habe Angst, dass hinter der Tür ein Kindermörder steht. Der mir den Schulranzen vom Rücken reißt und mir die Kehle zudrückt. Die Gärtnerin kann mir nicht helfen, sie ist in den Gewächshäusern und züchtet Alpenveilchen. Durch die große Tür betrete ich die Schule. Ein riesiger Backsteinbau. Außen Ziegelrot. Innen riecht es nach vergorener Schulmilch und Kreidestaub. Ich gehe die Treppen hoch. An der Wand hängt ein Porträt von Ernst Thälmann. Meine Schule ist nach ihm benannt. Er trägt eine Schiebermütze und wurde verhaftet. Auf vielen Bildern reckt er seine Faust nach oben. Teddy ist sein Spitzname. Seine Tochter heißt Irma und musste aus ihrem Kinderbett mitansehen, wie ihr Vater in den frühen Morgenstunden verhaftet wurde. Ich kann mich auch an die Lederjacke von ihrem Vater erinnern. Er trug sie immer. Ob zu seiner Hinrichtung in Plötzensee, das weiß ich nicht genau. Durch den noch leeren Korridor gehe ich zum Hortraum. Frau Biber ist schon da. Frau Biber trägt gerne grellorangene oder grasgrüne Strickpullover über ihren spitzen Brüsten. Die Brüste von Frau Biber schielen. Jede Brust in eine andere Richtung. Ich möchte Frau Biber nicht nackt sehen. Im Hortraum sitzen müde Kinder und malen. Das Neonlicht flackert. Ich lege den Kopf auf die graue Tischplatte und schaue zu, wie Andreas Thierfeld einen Güterzug malt. Er malt mit einem braunen Filzstift eine lange Kolonne von Güterwagen. Die Waggon befördern Steinkohle. Mit einem schwarzen Stift malt er viele schwarze Kohlen. Einen Riesenberg. Mit demselben Filzstift malt er auf einen Waggon ein Kreuz mit Haken. Frau Biber schaut ihm

über die Schulter. Sie kontrolliert uns immer. Plötzlich nimmt sie das Zeichenblatt und schreit auf. Sie packt mit ihren spitzen Fingernägeln den Nacken meines Banknachbarn und schüttelt ihn hin und her. Dann kneift sie in seine Wange und dreht das Wangenfleisch zwischen Daumen und Zeigefinger. Es ist totenstill. Andreas weint. Was hast du gezeichnet. Wer hat dir das gezeigt. Weißt du, was du getan hast. Andreas schüttelt den Kopf. Das ist ein Hakenkreuz. Das ist ein Hitlerkreuz.

Ich habe so ein Kreuz auch schon mal gesehen. In unserem Schreibtisch, in einem kleinen, mit rotem Samt ausgeschlagenen Kästchen, aber das verrate ich nicht. Am Nachmittag kommen in unseren Hortraum zwei Männer. Sie tragen Anzüge und rostrote Rollkragenpullover aus Silastik. Sie halten das Bild mit den Güterwagen in der Hand. Sie fragen uns streng, ob wir den Vorgang beobachtet haben und etwas dazu sagen können. Ich werde gar nichts sagen. Alle schauen auf Andreas Thierfeld, der wieder zu weinen beginnt. Frau Biber mit ihren bösen Brüsten triumphiert. Sie werden jetzt ein Exempel statuieren. Sie halten das Bild in die Höhe und zerreißen den Güterwagen in unzählige Schnipsel. Der Junge, der das gemalt hat, ist ein Schmierfink, merkt euch das, was der gemalt hat, ist eine Schweinerei. Los, lies die Schnipsel auf und wirf sie in den Papierkorb. Verräter. Der arme Andreas kniet auf dem Boden vor den Schuhen der fremden Herren. Die warten, bis er alle Schnipsel aufgelesen hat. Ich schaue dem Mann ein Loch in den rostroten Pullover, unter dem Stoff trägt er eine Haut aus Papier. Frau Biber stellt Andreas auf einen Stuhl in die Mitte des Raumes, er muss sich vor uns allen entschuldigen. Er tut mir leid, ich werde ihn heiraten. Obwohl Andreas sehr blasse Haut hat und Augenringe. Ich muss ihn trösten. Die anderen Kinder sagen, er ist verrückt. Ich glaube, dass ihm die Welt auch nicht gefällt. Er trinkt aus den Patronenhülsen

blaue Tinte, sodass er häufig eine blaue Zunge und blaue Lippen hat. Weil meine Lippen und meine Zunge vom Kopierstift violett sind, verstehen wir uns. Wir können uns im Milchkeller mit unseren blauen Lippen eine Zukunft herbeiküssen.

Wir sitzen auf den steinernen Treppen, zwischen den Milchkästen, und wünschen uns, Braut und Bräutigam zu sein, und drei Kinder. Ich werde das weiße Hochzeitskleid meiner Mutter tragen. Wir brauchen auch einen cremefarbenen Wartburg, den Bezugsschein müssen wir schon einmal ausfüllen. Ich halte die Hand von Andreas Thierfeld und weiß, dass nichts von dem geschehen wird. Eine langweilige Zukunft. Ich will nicht drei Kinder, ich will nicht so viele Wäscheklammern an der Wäscheleine hängen haben. Für alle diese Kinderkleider, die ich dann aufhänge und wieder abnehmen muss. Und Braut will ich schon gar nicht sein und auch keinen Wartburg haben. Alles hässlich, alles langweilig. Vor uns fährt eine große Planierraupen und ebnet alle Möglichkeiten ein. Der Weg führt direkt vom Frühlort zu einer Heirat mit Andreas Thierfeld, einem Wartburg, drei Kindern, die auch wieder in den Frühlort gehen, und dann kommt gleich der Tod. Ich stelle mir mein Leben vor wie die Ascherennbahn auf dem Sportplatz unserer Schule. Eine ebene, geharkte Fläche, die der Hausmeister in seinem grauen Kittel immer wieder von neuem begradigt.

Einmal habe ich im Fernsehen etwas gesehen. Von einem Westsender. Das feuerrote Spielmobil. Da waren Kinder, die liefen um eine Feuerwehr herum und haben gesungen und getobt. Das sind die Kinder, die auch an Kiosken Pommes mit Ketchup und Bonbons kaufen können. Ich bin nah an den Fernseher herantreten, um mir diese Kinder genau anzusehen. Mein Fernseher ist schwarzweiß, aber ich habe gesehen, dass die Kinder rote Gummistiefel und gelbe

Regenjacken trugen. Ich habe genau hingeschaut, ob sie auch so müde aussehen. Ich bin mir sicher, die müssen nicht in den Frühhort gehen. Ihre Mütter sind bestimmt immer zu Hause.

In unserem Klassenbuch, in dem sechsundzwanzig Namen untereinanderstehen, gibt es eine Rubrik für die Berufe unserer Eltern. Hinter dem Beruf steht noch ein geheimer Buchstabe, in Klammern. Ich frage mich, für wen dieser geheime Buchstabe ist. Geht der in eine zentrale Sammelstelle. Es gibt ein I für Intelligenz, der Buchstabe scheint nicht so erwünscht zu sein wie A. Das bedeutet Arbeiterklasse. Die Kinder der Arbeiterklasse sind die besseren, die mutigen und die, die es zu unterstützen gilt. Weil sie sich aus den Verhältnissen herausgearbeitet haben. Während ich mit einem großen I hinter meinem Namen privilegiert bin und aus einer Klasse komme, die beobachtet werden muss. Das Gleichgewicht muss gehalten werden. Es darf offensichtlich nicht zu viel Intelligenz geben. Dann steht da noch ein B für Bauernkinder, aber davon gibt es nicht so viele, weil wir ja in einer Kleinstadt wohnen. Ich beneide Manuela Bachmann, ihre Mutter hat einen Beruf, den es nur einmal in unserer Klasse gibt. Hausfrau. Ich dachte erst, ihre Mutter sei schwer krank, so dass sie das Haus nicht verlassen kann. Und den ganzen Tag hinter den Fensterscheiben eingesperrt ist, die sie putzen muss. Ich kann mir gar nicht vorstellen, eine Mutter zu haben, die den ganzen Tag zu Hause ist. Die anderen Mütter sind Kranfahrerin, Ärztin, Verkäuferin und Ingenieurin. Unser Klassenbuch hat einen grauen Umschlag. Grau. Ich vermisse Farben. Zur Schuleinführung finde ich in meiner Zuckertüte eine Schlange aus Bonbons, in Zelluloid eingewickelt. Von Tante Mimi, meiner Patentante aus Bruchköbel. Die Bonbons sind himmelblau, zitronengelb, erdbeerrosa, brombeerviolett, maigrün, apfelsinenorange. In diese

Bonbonkette ist eine andere Welt eingeschmolzen. Ich schaue durch die Bonbons hindurch in eine farbige Welt, die ich nicht sehen kann. Weil die Väter dieses Landes mit den schlechtsitzenden Anzügen und albernem Hüten, die sie in der Stirn tragen, beschlossen haben, dass jene Welt nicht gut für mich ist. Ich träume davon, dass ich in ein Land komme, in dem man solche Bonbons und solche Farben kaufen kann.

Ich fühle mich um die andere Hälfte der Welt betrogen. Bevor ich auf die Welt kam, hat man mir die andere Hälfte der Welt einfach weggenommen. Jetzt soll ich mich mit diesem Verlust, diesem Diebstahl anfreunden. Ich finde das unmöglich. Ich möchte dem Staatsrat in die Hand beißen, die sollen wieder rausrücken, was mir zusteht. Aber wenn ich mich ganz korrekt verhalte, werden sie vielleicht auf mich aufmerksam, und ich darf gehen. Es gibt drei Väter an meiner Seite. Einer heißt Gott, einer nennt sich Staatsratsvorsitzender, und einer ist mein Papa. Alle verlangen etwas von mir. Ich soll nicht lügen, ich soll meine Eltern ehren, ich soll schamhaftig sein, ich soll Altpapier und Flaschen sammeln, ich soll meinen Körper reinhalten, ich soll Gott lieben, ich soll mein Vaterland achten... Ich hefte mir die zehn Gebote an die Brust, ich lerne alle Statuten auswendig, ich fahre mit den Fingern über die Zeilen, die mein Manifest sind, meine persönliche Gesetzesgrundlage. Ich möchte ein gutes Mädchen sein, mit ausgezeichneten Eigenschaften. Ich möchte gelobt werden von meinen Göttern, sie sollen sehen, wie ich mich bemühe, ihre Gesetze zu erfüllen. Ich ziehe meine Kniestrümpfe hoch, ich kämme meinen Scheitel und räume aus meinem Herzen jeden Schmutz. Ich nehme ein Staubtuch, etwas Fit und Möbelpolitur und putze mich, bis ich richtig glänze. Ich ziehe frische Unterwäsche an, ich bügele meinen blauen Rock und

eine weiße Bluse. Ich putze meine Lackschuhe und gehe im Frühtau zu Berge. Fallera.

In der Stadt sind die Lautsprecher schon an. Sie knistern über meinem Kopf. Die Stadt riecht aufgeräumt. Kein Mensch ist auf der Straße zu sehen. Ich laufe bis zum Zentralen Platz. Ich zähle die Pflastersteine. Sie sind in engen Quadraten angeordnet. Der Zentrale Platz ist umgeben von fünfgeschossigen Wohneinheiten. Zwischen den Steinplatten wächst verkümmertes Gras. Ich springe von Kreuz zu Kreuz. Auf dem Platz steht ein Podest. Das Podest ist aus Beton. Ich klettere hinauf. Ich stelle mich in Achtungstellung. Ich schiebe meine Füße nebeneinander, ich drücke die Kniekehlen durch. Ich zittere, ich habe Gänsehaut. Es ist so kalt am Morgen. Der Wind fährt durch mein Unterhemd. Ich lege meine Handflächen an die Naht meines Körpers. Ich schaue geradeaus. Die Augen weit geöffnet. Von hier oben kann ich bis zur Goldenen Aue sehen und zur Thüringer Pforte. Zwei Bergkuppen, die sich gegenüber stehen. Ich schaue über die Stadt. Die Rautenstraße hinunter. Nur ich bin wach. Auf meiner Haut bilden sich Kristalle. Ein Staubsturm fegt über den Platz. Der Staub legt sich auf meine saubere Kleidung. Ich werde heute zu einem Denkmal erstarren. Ich werde ein Vorbild sein. Ich lasse mich auf dem Zentralen Platz versteinern. Dann spricht mich niemand mehr an. Ich werde meine Ruhe haben. Ich werde neben den Helden meines Landes stehen. Würdig und aufrecht. Stolz und erloschen. Auf meine Schulter setzen sich die Spatzen, die gibt es hier zuhauf. Keine Kolibris, keine Albatrosse, sondern Spatzen. So viele, dass wir sie erschießen müssen.

Mit den aufgeregten Spatzen auf der Schulter gehe ich durch das Altentor nach Hause. Es ist noch früh. Die Menschen vor Bäcker Wernecke, die um Brötchen Schlange stehen, schauen mir hinterher. Sie erkennen mich nicht, weil

ich von einer einzigen Spatzenwolke umgeben bin, die ich jetzt in ihren Tod geleite. Herr Wernecke kommt mit einem großen Korb voller Brötchen. Sein Gesicht ist mehlig, und er lächelt nie. Er sieht sehr erschöpft aus. Ich habe Angst, dass er mit dem Brötchenkorb umfällt. Ich gehe über die hölzerne Brücke, durch den Vorgarten, direkt auf den Hof. Ich stelle mich unter den Rotdornbaum. Mit dem Rücken an die Schuppenwand. Mein Papa holt sein Luftgewehr. Er schaut durch Kimme und Korn. Er zielt auf den Brustkorb eines der Spatzen. Er drückt ab. Das Diabologeschoß durchschlägt das Gefieder. Der Spatz stürzt blutend zu Boden. Jetzt dürfen wir Kinder auch. Meine Schwester, meine Brüder und ich. Wir dürfen auf alle Spatzen schießen. Die Vogelwolke stiebt davon. Wir sammeln die Munition ein. Nicht getroffen, Schnaps gesoffen. Warum müssen die Vögel eigentlich sterben. Weil sie so grau und unansehnlich sind. Weil es zu viele von ihnen gibt. Ich weiß es nicht. Die toten Spatzenkörper finden wir nie im Gras, vielleicht sind die Katzen schneller, vielleicht sind sie auch schon wieder auferstanden.

Wir waschen uns die Hände. Sauber, mit Seife und Bürste. Wir bürsten unsere Fingernägel. Die Trauerränder, die schwarzen, müssen verschwinden. Wir trocknen unsere Hände ab. An den Handtüchern hängen lange Fäden, die müssen nach jeder Wäsche mit einer kleinen Nagelschere abgeschnitten werden. Nach dem Händewaschen legt sich meine Mutter ein Handtuch auf den Schoß. Sie sitzt vor dem geöffneten Küchenfenster. Die Nachbarn von gegenüber können durch ihre blinden Scheiben bestimmt sehen, was sie jetzt tun wird. Sie schneidet uns nacheinander die Fingernägel. Kurz und halbmondförmig. Die abgeschnittenen Nägel meiner Geschwister vermengen sich mit meinen. Ein Nagelberg. Meine Mutter schüttelt die Nägel zum Fenster hinaus. Vielleicht wächst ja unter unserem Küchenfenster

aus unseren Abfällen eine Hand mit fünf Fingern und neuen Fingernägeln heran. Ich muss die Erde nur ein bisschen gießen. Ich drücke meine kurzgeschnittenen Nägel in die Handfläche. Ich kann mir noch nicht alleine die Nägel schneiden, ich fühle mich abhängig. Was mache ich, wenn meine Mutter nicht mehr ist. Wer schneidet mir dann die Nägel. Ich möchte meine Mama umarmen und sie mit der kleinen Schere festhalten. Die Knöpfe ihres Kittels sind glatt. Der Kittel ist mit hellblauen Kreisen bedruckt, die ein Muster bilden.

Zum Abendbrot sitzt unsere Familie unter der orangenen Lampe. Sechse kommen durch die ganze Welt. Auf dem Tisch steht eine Kanne mit Pfefferminztee, die Brote werden mit der Brotschneidemaschine dünn geschnitten. Teewurst. Leberwurst. Fett mit ausgelassenen Grieben. Wir rutschen auf der Sitzbank eng zusammen. Es gilt die Regel: Beim Essen wird nicht gesprochen. Nach dem Essen wird das Geschirr in einer Schüssel abgewaschen. Wir Kinder trocknen ab. Das Besteck in den Besteckkasten, die Töpfe übereinander geschichtet. Die Tassen mit dem Henkel nach rechts. An der Spüle kleben die Pril-Blumen. Orange gelb und Rotviolett. Sobald das Geschirr abgetrocknet ist, kommen wir zum Abendritual. Auf dem Sessel neben dem Ofen sitzen wir vier Kinder. Auf jeder Lehne zwei. In der Mitte unsere Mutter. Auf den Knien das Buch der Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Jedes Kind darf sich ein Lieblingsmärchen wünschen. Schneeweißchen und Rosenrot, Brüderchen und Schwesterchen, Rapunzel und Das singende, springende Löweneckerchen. Die Frau, die keine Kinder bekommen kann, gräbt ihren Garten immer wieder um, bis sie ein Kind erwartet und ein grausames Versprechen einlösen muss. Wer aus dem frischen Quellwasser trinkt, verwandelt sich qualvoll in ein Tier. Der Bart des Zwerges ist im Baumstamm eingeklemmt. Die Tochter wartet im Baum auf ihren

heimkehrenden Vater. Wir steigen in die Welt der grimmigen Märchen hinab.

Ich schlage in ein Leinentuch ein Stück Speck, etwas Schwarzbrot, ein Messer und eine Handvoll Steine. Ich schnüre mein Bündel und binde es an meinen Stock, den ich mir über die Schulter lege. Die Schuhe lasse ich im Hausflur stehen, die Wäsche mit dem eingestickten Namen falte ich zusammen und verstecke sie unter einer losen Fliese. Ich möchte als Niemand gehen und als Jemand zurückkehren. Wahrscheinlich wird einige Zeit vergehen. Jahre werden vergehen. Frühling. Sommer. Herbst und Winter.

ASCHE

Eine solche Finsternis herrscht hier, dass man die Hand vor Augen nicht sehen kann. Die Zehen des Herrn graben sich in die Tiefe. Schwarzes Gestein unter den Füßen. Ach, was für ein beschwerlicher Weg liegt da vor ihm. Es ist noch nicht einmal der erste Tag der Schöpfung angebrochen, und sogleich wird er aufgerufen, all das zu erschaffen, was man später wieder zerstört. Eine solche Müdigkeit und Lähmung überfällt den Herrn, dass er die schweren Lider schließt. Noch nie war er so allein. Die Finsternis senkt sich auf sein Gemüt, er streckt die Hände aus. Er hat Angst, ins Nichts zu treten. Er tastet sich wie ein blinder Hund über die finstere Erde. Er hat Kopfschmerzen, stechend hinter der Stirn. Er hat Angst zu versagen. Er, der Gott, der Allmächtige, der Schöpfer des Himmels und der Erde, muss sich setzen, an den Rand der brüchigen Welt, die noch nicht ist. Seine Zunge klebt ihm am Gaumen, auf seiner Stirn bilden sich Schweißtropfen, er fährt sich mit der Hand über die Wange und legt sie dann auf sein nacktes Geschlecht. Das verschafft ihm für einen Augenblick Beruhigung. Ein sanftes Ziehen in seinem Bauch, eine leichte Wärme, die aufsteigt. Es ist kalt hier. Was für ein Wind ist das, aus nur einer Richtung. Nur Strudel und Chaos um ihn her. Vielleicht sollte er wirklich ein wenig ruhen, der Schwere nachgeben. Den Auftrag der Schöpfer aller Schöpfer zurückgeben, Bücher werden noch genug geschrieben, Kathedralen werden noch genügend gebaut, Kreuze in die Erde gerammt und in die Haut.

Menschen werden schreien und weinen, aus Flugzeugen von Himmeln fallen, sich mit flüssigem Feuer überschütten und einander die Kehlen durchtrennen. Noch steht er am Anfang. Vielleicht sollte er ein wenig schlafen, seinen Körper, den er noch nie gesehen, aber gefühlt hat, auf diese düstere, schwere Erde betten. Sein Haupt ablegen und ein wenig träumen. Von Granatapfelbäumen und Schwertfischen, von Brot und Himbeersträuchern. Aber all das liegt noch in weiter Ferne. Nur der Atem Gottes ist zu hören. Unter seinem Nacken formt sich eine Mulde, eine sanfte Linie. Fein geschwungen. Später, bei Anbruch der Helligkeit, wird man sie die Eichsfelder Pforte nennen. Allen Landschaften und Geschöpfen wird er Namen geben. Er wird die Landschaft des Kindes erschaffen. Er wird ein Gebirge erschaffen und auch ihm einen Namen geben. Harz. Er lässt aus der Tiefe das Magma aufsteigen, mächtige Plutone bilden sich. Er wird sie Brocken, Oker und Gramberggranit nennen. Alles geschieht in einer Zeit, die er in seiner Hand zusammenzieht. Verwitterung und Abtragung zerstören da den eben erschaffenen Höhenrücken. Mit einer einzigen Handbewegung sorgt er dafür, dass sich Ströme roter Konglomerate, Schutt, Sand und Schluffsteine in die Niederungen ergießen. Das Rumpfgebirge sinkt unter den Spiegel des Zechsteinmeeres. Mit seinem heißen, trockenen Atem lässt Gott das Wasser des flachen Meeresbeckens verdunsten. So entstehen mächtige Lagen von Salzen, Anhydriten und Gipsen. Die Gesteine zeigen sich als leuchtend weiße Köpfe. Über die Salze des Zechsteins schichtet Gott die farbigen Sandsteine. Er liebt Farben und jede Wandlung. In der Jura- und Kreidezeit greift Gott unter das Gebirge und hebt es an. Nun können sich Mensch und Tier darin verlaufen. Gott zieht die Knie ans Kinn und liegt auf der Seite, so dass er von der äußersten Bruchstelle der Erde

aus hinunter schauen kann. Die Tiefe ist unermesslich. Ein schwarzes Loch, von einem solchen Ausmaß, das ihm schwindlig wird. Seine Finger durchgraben die Erde, sie finden einen Stein. Er wirft ihn nach unten und versucht, die Entfernung zu schätzen. Unendlich. Unter seiner Wange ist es sehr steinig. Gott fährt sich mit dem Daumen über die Lippen, immer wieder und wieder. Diese Bewegung beruhigt ihn in dieser Finsternis. Es ist so kalt hier, dass er sich mit Asche bedecken muss. Aus seinem schlafenden Mund rinnt ein wenig Speichel. Später wird dieses Rinnsal zu einem Fluss. Er wird ihm den Namen Zorge geben. Und wie es geschrieben steht, wird sein Geist über dem Wasser schweben. Gottes Geist. Im Halbschlaf erschafft er sich genau diesen Geist, besser gesagt eine Geistin. Er erschafft ihren Körper aus einem Nebelschwaden und Wasser, er formt ihren Geist aus Alabaster und Feuer. Er gibt ihr langes Haar und einen Namen, er zieht ihr Strümpfe und Schuhe an, er flicht ein Haar von ihm in ihr Haar und schmückt ihre Stirn mit Staub. Er gibt ihr ein Alter, er schickt sie in ihr siebentes Jahr. Er gibt ihr Augen, die blau sind, und eine hohe Stirn. Er gibt ihr Gedanken und einen Mund, mit dem sie singen kann. Gott braucht seine Geistin, damit sie zu den Menschen spricht und ihnen Körbe mit Fischen und Broten bringt, Wundpflaster, Wasser und Decken gegen die Kälte. Kammern entstehen in ihrem Kopf wie Waben. In jeder nistet sich ein anderer Auftrag ein. Noch schwebt sie eine Handbreit über den Wassern. Die Wasser sind schwarz, und noch lebt kein Tier, kein Fisch, kein Reh. Noch gibt es keinen Farn und kein Gras. Aber Gott und die Geistin, die ja nur ein Hauch ist gegen seine ewig müde und schwere Gestalt, erkennen einander. Die Geistin regt sich. Was für eine Arbeit, wo soll er denn da anfangen. Unter seinen Füßen Asche und Schlamm. Er beginnt mit bloßen Händen